

Editorial

Postkoloniale Theorieansätze versuchen die materiellen sowie diskursiven Nachwirkungen und Kontinuitäten kolonialer Herrschaft analytisch zu fassen und zu problematisieren. Dabei richtet sich ihr Fokus einerseits auf machtvollere Effekte kolonialer Verstrickungen, andererseits auch auf Momente des Widerstands. Zunächst stark in den Literaturwissenschaften verortet, werden postkoloniale Theorien in den letzten Jahrzehnten durchaus vermehrt in den Sozialwissenschaften, etwa der Kultur- und Sozialanthropologie oder der Soziologie, aufgegriffen. Es werden sowohl Geschichte und theoretische Ansätze der jeweiligen Disziplinen auf ihr explizites und implizites koloniales Erbe – etwa ihren Eurozentrismus – hin problematisiert als auch eine postkolonial informierte Forschungspraxis zur Analyse von Migrationsphänomenen, kulturellen Praktiken etc. entwickelt. In der Psychologie (zumindest in der deutschsprachigen) scheint die Beschäftigung mit postkolonialen Ansätzen allerdings noch sehr marginal. Wenngleich an den Rändern der deutschsprachigen Psychologie – etwa in der Ethnopsychoanalyse – ein Aufgreifen postkolonialer Ansätze erfolgt, verbleibt eine intensivere Auseinandersetzung mit postkolonialen Ansätzen und daraus resultierenden Fragen für die akademische Psychologie derzeit im Wesentlichen auf den englischsprachigen Raum beschränkt. Dabei legten die Arbeiten von Frantz Fanon schon vor einem halben Jahrhundert gerade durch ihren Blick auf psychische Effekte von Kolonialismus und Rassismus die Verbindung von postkolonialen Ansätzen und Psychologie nahe. Gerade in Zeiten, in denen mediale, politische und alltägliche Diskurse über ›Migration‹, ›Leitkultur‹, ›Sicherheit‹ etc. ungebrochen oder sogar gerade wieder verstärkt durch (post)koloniale Muster geprägt sind, erscheint es uns für eine gesellschaftskritische Psychologie wichtig, sich sowohl mit dem kolonialen Erbe der eigenen Disziplin auseinanderzusetzen als auch mit den Mög-

lichkeiten von psychologischer Forschung und Praxis, die dieses Erbe sichtbar macht und damit zu seiner Kritik beiträgt. Das vorliegende Heft widmet sich aus diesem Grund theoretischen Überlegungen wie empirischen Studien, die sich um eine Verbindung von Psychologie und postkolonialen Perspektiven bemühen. Dabei werden folgende Fragen adressiert:

Wie können postkoloniale Ansätze in der Psychologie bzw. in der (Ethno-)Psychoanalyse nutzbar gemacht werden? Auf welche Weise können sie zu einer Sensibilisierung für postkoloniale Kontinuitäten und Verstrickungen beitragen? Wie kann eine postkolonial informierte psychologische Forschungspraxis gedacht werden und vor welchen Herausforderungen steht die Psychologie diesbezüglich? Was bedeuten postkoloniale Ansätze für die praktische psychologische Arbeit in postkolonialen Kontexten?

Ausgehend von den Schriften Fanons setzt sich Hans-Ludwig Siemen in seinem Text *Weißer Masken und schwarze Haut – Herausforderungen von Franz Fanon an die Psychoanalyse* mit den beiden Seiten des »epidermischen Rassenschemas« auseinander. Dabei versteht Siemen Fanons aufgezeigte Dynamik zwischen »schwarzer Haut« und »weißer Maske« als Echo von Sklaverei, Kolonialismus und Postkolonialismus. Er stellt dabei zur Diskussion, wo Fanons Beschreibungen innerhalb der Psychoanalyse Anklang finden und fordert eine vermehrte Auseinandersetzung mit sozialpsychologischen Wirkungen der von Fanon beschriebenen Phänomene.

In ihrem Beitrag *Die Psicología de la Liberación nach Ignacio Martín-Baró – oder was eine postkoloniale Psychologie von den Kämpfen Lateinamerikas lernen kann* beschreibt Julia Manek die Psychologie der Befreiung nach Ignacio Martín-Baró, die eine radikal neue Positionierung der Psychologie und damit der psychologischen Wissensproduktion fordert. Die Autorin zeichnet anhand dessen einen Entwurf für eine Neuverortung der Psychologie nach, die koloniale Kontinuitäten herausfordert.

Natalie Rodax und Parissima Taheri gehen der Frage eines Anstiegs von Rassismus in Wien aus einer kritisch-sozialpsychologischen, postko-

lonialen Perspektive in ihrem Artikel ›Anders‹ in Wien: *Biographische Erzählungen im Kontext von Zugehörigkeit* nach. Dabei interessieren sie sich für die konkreten Erfahrungen von Wiener People of Color im Kontext der Zugehörigkeit. Sie skizzieren detaillierte Fallbeschreibungen basierend auf narrativen Interviews mit zwei jungen Frauen.

Auch Emelie Rack und Natalie Rodax widmen sich in ihrem Beitrag *Subjektive Konzepte von ›zu Hause‹ in der Erfahrung der Wohnungslosigkeit von MigrantInnen. Ein postkolonial informierter Blick auf das ›zu Hause‹ zwischen ›stiller Norm‹ und realer Beschränkung* der Zugehörigkeit und fragen nach Konzepten von ›zu Hause‹, die sich von solchen hegemonialer Art unterscheiden. Sie nähern sich der Frage von konkreten Lebenswelten wohnungsloser MigrantInnen in Wien anhand von biographischen Interviews an sowie analysieren psychische Umgangsmöglichkeiten mit realen Beschränkungen der Befragten.

Anhand von Erfahrungen im Rahmen einer psychoanalytischen Einzelfallstudie in einem zanzibarischen Sober House wird in *Gespräche in einem zanzibarischen Sober House – Zum Nutzen einer Verknüpfung postkolonialer Theorie und (ethno-)psychoanalytischer Praxis für eine sozialpsychologische Feldforschung* von Sarah Birgani und Katharina Hametner nach der Fruchtbarkeit einer Verknüpfung von psychoanalytischer Praxis mit postkolonialen Theorie gefragt. Im Fokus der Analyse stehen sprachliche koloniale Verstrickungen, eurozentrische Wissensbestände sowie Möglichkeiten zur Dezentrierung der eigenen Perspektive.

Ergänzt wird das Heft um einen freien Beitrag von Nora Dietrich und Theresa Huber zu den *Möglichkeiten und Widersprüchen einer emanzipatorisch intendierten, feministischen Beratung nach Gewalt*. Sie gehen dabei anhand von fünf Forschungsgesprächen mit Beraterinnen und Klientinnen aus feministischen Frauenberatungsstellen der Frage nach, wie eine emanzipatorische Beratungspraxis unter Berücksichtigung gesellschaftlicher Bedingungen aussehen kann.

Das Heft schließt mit einer Stellungnahme des *Netzwerks Plurale Psychologie* zur Reformierung der Psychotherapieausbildung in Deutschland, die ab September 2020 in Kraft treten wird. Mit der beschlossenen Änderung wird die Ausbildung ins Studium verlagert, sodass nun drei

Jahre Bachelor- und zwei Jahre Masterstudium berufsqualifizierend sein werden. Angesichts der derzeitigen inhaltlichen Verengung psychotherapeutischer Ansätze im Studium hegt das *Netzwerk Plurale Psychologie* den begründeten Verdacht, dass das Studium sich einerseits fachlich weiter isoliert und andererseits die Hegemonie der Verhaltenstherapie ungebrochen bleibt. Um dem Anspruch gerecht zu werden, den Studierenden einen breiten Überblick zu unterschiedlichen Therapiemaßnahmen zu ermöglichen, bedürfte es der Besetzung neuer Professuren etwa der Psychoanalyse, die derzeit jedoch nicht in Aussicht stünden. Zu befürchten sei deshalb eine monoparadigmatische Fachausbildung, die den Studierenden die Möglichkeit nimmt, sich anderweitig zu bilden, und ferner den Zugang fachfremder Studierender zu den Masterstudiengängen erschwert.

Die Bilder im Heft stammen von Charlotte Busch und zeigen isländische Landschaften.

Katharina Hametner & Sarah Birgani

► In eigener Sache:

Wir begrüßen Anike Krämer und János Erkens als neue Mitherausgeber_innen sowie Maria Köhne als Volontärin im Herausgeber_innen-Team.

Anike Krämer ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Ruhr-Universität Bochum und promoviert derzeit zum Thema Alltagserleben von Eltern intergeschlechtlicher Kinder. Ihr Forschungsinteresse liegt im Bereich der feministischen Theorie, Wissenssoziologie und der Soziologie des Alltags.

János Erkens ist Soziologe und arbeitet in den Bereichen politische Bildung und Beratung in Frankfurt am Main. In seinem Zweitstudium der psychosozialen Beratung beschäftigt er sich unter anderem mit den Lebensrealitäten von Menschen aus dem LGBTIQ*-Spektrum.